

„Nun wohl, so bin ich bereit.“ Die Herren verabshiedeten sich.  
Hestomp schob seinen Arm in denjenigen Edgars und lachte: „Wir haben Zeit, Edgar. Wir gehen zunächst ins Kaffee-Terrasse; ich will Dir eine Schönheit zeigen!“  
„Alfred, Du weißt, ich bin verheiratet!“  
„Dah, lächerlich!“  
Edgar lächelte: „Nun, also vorwärts!“  
Man setzte sich in der Halle des Kaffee, dessen Glasfenster unbegrenzte Aussicht gestatteten, nieder. Nebenan befand sich an der Ecke der Straße ein Blumenladen. „Nun passe auf,“ sagte Hestomp. „Drüben befindet sich die Kleine.“  
Der Kellner servierte den Kaffee. Plötzlich sprang Edgar auf und rief in Ekstase: „Elsa!“  
„Elsa?“ lachte Hestomp. „Rein, sie heißt Arabella. Ihr voller Name ist Arabella Timboni; sie stammt aus Italien. Ich sah nie ein so hübsches Blumenmädchen!“  
„Ich auch nicht!“ Edgar war mächtig erregt.  
„Komm,“ sagte er, „laß uns drüben eine Blume kaufen!“  
Es geschah pro forma, und hier entspann sich eine Bekanntschaft, die für Edgar verhängnisvoll werden sollte.  
Arabella Timboni war Elsa von Lindblatts getreues Konterfei in verjüngter Auflage.  
„Was ist Dir?“ fragte Hestomp, als sie den Laden verließen.  
Edgar schwieg eine ganze Weile, dann sagte er: „Ich glaube, ich theilte Dir mit, wie schwer es mir ward, mich ins Ehejoch zu schmiegen!“  
„Allerdings.“  
„Hier hast Du das Abbild jener, die ich einst liebte, bei Gott, die ich noch liebe.“  
„Wetter! Ich wollte, ich hätte Dich nicht hierher geführt. Alfred, Du begingest eine Dummheit!“  
Edgar war beim Souper bald auffallend wüthig, herausfordernd lähn in seinen Wortspielen, dann wieder nachdenklich und trübfinnig.  
„Das weiß der Kuckuck,“ meinte der lange Marschall, „aus dem Gütbau wird keiner klug, wenigstens nicht ganz! Was hat er, Hestomp?“  
„Ich weiß es nicht.“  
Edgar klingelte. Alles horchte gespannt.  
„Meine Herren,“ begann Edgar, der, wenn er wollte, jähend reden konnte, „unser langer Marschall hat seine Rolle hier ausgespielt; er war lange genug Reise-Marschall der Langeweile und oft genug der Marschall de plaisir, er ist in eine ehrenvolle Stellung als Gerichtsath berufen, wo er wenigstens einem Stabe angehören wird, um einmal später selbst den Marschallstab zu führen. Es ist freilich wahr, daß die Mutter Themis sich die Augen verbunden hat, jedenfalls damit sie nicht sieht, wie ihre Jünger sich durch Maulwurfsgänge wühlen, um das klare Recht mit einem Aufwand von Schlich- und Fickwerk als das — Recht zu produzieren; aber ich glaube, daß unser Freund Marschall bessere Wege gehen wird, denn er hat den Weibern stets so gern in die Augen gesehen, daß er unmöglich Frau Themis die Binde vor der Stirn lassen kann, und dann — wird's in den Rechtsverhältnissen drüben Licht! Bei uns aber wird's dunkel, denn Freund Marschall — scheidet! Trinken wir dieses letzte Glas auf sein Wohlergehen!“  
Marschall war gerührt, der Beifall großartig.  
Hestomp aber flüsterte Edgar zu: „Verstirter Kerl; Miß Edith hat eine Ader von Dir. Weißt Gott, Edgar, wenn mich das Mädchen möchte, ich opferte meine Freiheit!“  
„Wage es,“ lachte Edgar. „Sei Cäsar: komm, sehe und siege!“  
Natürlich wurde das Fest nicht ohne ein kleines Spielchen abgeschlossen. Edgar war im Unglück, er pointierte wahnwitzig hoch und verlor, um — nicht wieder zu gewinnen. Er hatte ein paar tausend Thaler verloren.  
„Pech,“ flüsterte ihm Hestomp zu. „Und daran bin ich schuld!“  
Edgar blieb stehen. „Dah,“ sagte er, „und wäre es noch mehr, Alfred, der Tag wäre nicht zu theuer!“  
Hestomp dachte sofort an Arabella und sagte zu sich selbst: „O, ich Tölpel, der edlen Frau gegenüber will ich doch ein Kerl von Ehre sein. Wetter auch, wer denkt denn, daß er eine solche veduvische Natur ist und jede Kleinigkeit hochtragisch nimmt. Will doch Arabellchen warnen.“  
Seit acht Tagen weilte Wildenborn in der Universitätsstadt und war, durch Edgar im „gülden Horn“ eingeführt, hier ein täglicher Gast. Hestomp hatte er ganz und gar für sich einzunehmen gewußt, so daß dieser seine Zeit zwischen ihm und Edgar theilte.  
„Wenn ich nur wüßte,“ meinte eines Tages der Lieutenant, als sie im Kaffee-Terrasse weilten, wo die kleine reizende Arabella Timboni geblieben ist; seit zwei Tagen ist sie aus dem Blumenladen nebenan verschwunden.“ „Dah, leichte Waare,“ lachte Wildenborn. „Schneeflocken; sie haften an jedem!“  
„Weißt Du etwas?“ fragte der Sohn des Mars.  
„Interessirt Dich die Kleine?“  
„Wer weiß!“  
„Glaub's kaum, Du müßtest sonst Fräulein Edith Deine Galanterien nicht widmen. Und das ist Dir ernst!“  
„Du hast recht!“ gab jener zu. „Mir ist sie gleichgültig. Aber ich fürchte, Freund Edgar hat mehr Interesse an dem Mädchen, als er sollte!“  
Wildenborn lachte hämisch. „Edgar? Unmöglich!“  
„Sage das nicht, Ralf; er war stets ein flotter Lebemann.“ Wildenborn schüttelte den Kopf.  
„Er verwechselte sie gleich Anfangs mit einem Fräulein Elsa, dem sie ganz täuschend ähnlich sehen soll!“  
„Elsa? Ah, vielleicht Fräulein von Lindblatt?“  
„Das weiß ich nicht! Es ist diejenige, die er — Ich glaube, ich plappere Geheimnisse aus. Psiu, Alfred, thörichte Schwäger!“  
„Keine Sorge,“ beruhigte ihn Wildenborn. „Sind wir nicht beide seine treuesten Freunde?“  
„Allerdings.“  
„Nun, so kann ich es Dir sagen, daß jene Elsa die beste Freundin seiner jetzigen Gattin und ihre tägliche Gesellschafterin war.“  
„Es fängt bei mir an zu tagen,“ meinte Hestomp.

„Bei mir auch,“ brummte Wildenborn. „Meine Stunde kommt bald.“  
„Was meinst Du, Ralf?“  
„Ich denke wohl laut? He? — Ich sage mir, er wird die Kleine verstockt halten! Aber wo?“  
„Man könnte es leicht erfahren.“  
Und Wildenborn erfuhr es. Edgar besuchte jeden Tag ein kleines Haus in der Vorstadt, und als Wildenborn eines Tages vorbei ging, wie er diese ganze Zeit über gethan, sah er hinter der Gardine einen dunklen Mädchenkopf von wunderbarer Schönheit.  
Es war nur ein Moment, aber er genügte, und Wildenborn sagte sich: „Wetter! Er hat Geschmack! Ja, fast Elsa von Lindblatt!“  
Er ging sinnend davon. Abends traf er Hestomp. „Wo hin, junger Mars?“  
„Ins güldene Horn. Komm mit.“  
„Muß wohl! Bin gestern respektabel gerupft; will sehen, ob Baron Rosetti mir Revanche giebt.“  
„Wer ist dieser Rosetti, Ralf?“  
„Wenn Du's nicht besser weißt als ich? Ein Ausländer doch, sollte ich meinen.“  
„Wem —“  
Er sprach nicht weiter. „Du hast Bedenken?“ meinte Hestomp.  
„Ich werde acht geben, Alfred!“  
Es wurde diesen Abend hoch pointirt; der Verlierende war Edgar. Rosetti hielt die Banl. Wildenborn setzte Kleinigkeiten und gewann; sobald der Einsatz sich erhöhte, schlug das Glück um.  
Wildenborn war ein alter Fuchs. Jetzt sah er's, wie der Baron blühschnell die Karten changirte. Er lächelte. Nach dem Spiel sah er nach seinem Revolver in der Brusttasche, nahm Rosettis Arm und sagte: „Ich habe mit Ihnen zu reden, Baron. Gehen wir ins nächste Kaffee!“  
Rosetti warf ihm einen langen Blick zu: „Ich bin bereit!“  
Sie nahmen Platz im Lärm der Gesellschaft, die um solche Zeit die Kaffees frequentirt. „Nun, Herr von Wildenborn?“ Dieser beugte sich bis an sein Ohr: „Sie spielen falsch!“  
Rosetti fuhr auf, Wildenborn zog den Revolver halb hervor. „Ich bitte Sie um Ruhe. Hören Sie mich!“  
Rosetti sank ächzend auf seinen Stuhl zurück. „Was jetzt,“ fuhr Wildenborn fort, „weiß es kein Mensch, und ich werde es auch auf Ehrenwort Niemand mittheilen, wenn Sie mir einen Gegendienst erweisen.“  
(Fortsetzung folgt.)

### Vermischte Nachrichten.

— Brüssel. Vor einigen Wochen erschloß sich in Brüssel der vielgefeierte General van der Smiffen; seinem Beispiel folgte sein Bruder, der mit dem General zusammengeleibt hatte. Der dritte Bruder erschloß sich bald darauf in Paris. Jetzt meldet die „Voss. Ztg.“, daß sich der letzte überlebende Bruder auf der Rennbahn in Vichy wegen großer Verluste bei den Rennwetten eine Kugel in den Kopf gejagt habe. Sein Schwiegerjohn und seine beiden Töchter, die sich in Brüssel aufhalten, um die Nachlassenschaft der Brüder van der Smiffen zu regeln, erhielten am Sonntag die Nachricht.  
— Einfluß der Bewalbung auf die Bevölkerungsziffer. Lehrreiche Beobachtungen über den Zusammenhang von Ausholzung der Wälder und Entvölkerung eines Landes wurden an der Hand statistischer Nachweise in Frankreich gemacht. Dreißig Departements, in denen ganze Wälder ausgerottet worden sind, haben seit der letzten Volkszählung vom Jahre 1886 nicht weniger als 80,000 Einwohner verloren. Es darf fast als ein Naturgesetz gelten: Sollen die Thäler bewohnt sein, müssen die Berge einen ausreichenden Waldbestand aufweisen. Denn wenn der Berggründen faßt ist, so vollenden Bergströme und wandernde Gletscher ihr Zerstörungswerk, ohne daß ihnen Hindernisse im Wege stehen, vernichten die Kulturen und schmommen den pflanzentragenden Humus fort. Der Landbebauer, den der unfruchtbar gewordene Boden nicht mehr ernähren kann, lebt im Elend oder wandert aus. Die Ausholzung ist also einer der Hauptgründe der Entvölkerung. Alle Landstriche Afrikas und Asiens, die der Mensch in seiner Thörichtheit ausgeholzt hat, sind Wüsten geworden. Zentralasien bevölkert sich wieder, nicht nur, weil die Russen dort eine Eisenbahn gebaut, sondern vor Allem, weil sie sich anshiden, dort wieder Waldschonungen anzulegen, wo die turkmenischen Nomadenstämme Steppen geschaffen haben, um für ihre Herden Weideland zu schaffen, Baumschläge verbrannt, das nachwachsende Kiechholz vernichteten und den ganzen Boden vollständig abgrafen ließen. In Frankreich hat man berechnet, daß die durch Ueberdüngungen hervorgerufenen Schäden sich dort jährlich auf 89 Millionen Franken beziffern. Wenn man also in den Alpen- und Pyrenäen-Departements durch Anpflanzung neuer Wälder den Ueberdüngungen Halt gebieten könnte, würden die Flurschäden außerordentlich verringert werden und das Land jährlich vielleicht 80 Millionen ersparen, was der Erhaltung von 100,000 Bauernfamilien gleich käme, die bei dem jetzigen Stande der Dinge wirtschaftlich zu Grunde gehen.  
— Aus den Augusttagen vor 25 Jahren. Ein in Frankfurt damals verwundet liegender preußischer Offizier erzählte Folgendes: Bei dem Sturm auf die Höhen bei Würth durch einen Schuß ins Fußgelenk lamppfuhig gemacht, wird er von einigen Soldaten seitwärts in eine Vertiefung gelegt und dann verlassen. Das Treffen zieht weiter. Plötzlich richtet sich ein Türke, welcher mit Blut bedeckt regungslos und daher von Niemandem beachtet dazugelegen hatte, in einer Entfernung von etwa zwanzig Schritten auf, ladet sein Chassepot und legt auf den Offizier an. Abwehr war für den Offizier nicht möglich; dessen Drohworte werden vom Turko mit Grinsen beantwortet und der Offizier hält sich verloren. Da pfeift eine Kugel und der Turko bricht mit zerhobenem Kopfe zusammen; ein Füsillier des 96. Regiments, welcher die Gefahr gesehen, hatte mit wohlgezieltem Schusse ihn niedergestreckt und stürzte nun in Wuth herbei, um noch mit dem Bononett dem bestialischen Rabylen vollends den Garaus zu machen. Nach der Schlacht wird der Offizier mit anderen Verwundeten nach Günstert gebracht; die Einwohner bieten den Lechenden Milch an, der sie begleitende Arzt verbietet aber, diese zu nehmen, bevor er sie untersucht habe, und findet bei der Untersuchung überall Gift (Phos-

phor) vor! 18 Bauern wurden darauf standrechtlich erschossen. Als der Offizier in sein Quartier bei dem Ortsgeistlichen getragen wird, begegnete ihm dieser unter militärischer Eskorte, es war festgestellt worden, daß der Geistliche von der Kanzel herab seine Pfarrkinder aufgefordert hatte, bei Ankunft der Deutschen die Brunnen zu vergiften!  
— Ueber eine Episode aus den Meyer Gedächtnistagen wird der „Stroß. Post“ aus Ars a. M. berichtet: Anfangs August des Jahres 1870 näherte sich unserm noch von keiner französischen oder deutschen Truppe besetzten Orte Ars a. M. eine aus drei Mann bestehende Patrouille vom 6. preußischen Ulanenregiment, welche, mit Gewehrfeuer empfangen, einen Mann todt, den zweiten schwer verwundet am Plage liegen lassen mußte, während der führende Sergeant entkam. Man schrieb diesen Vorgang, welcher dem Orte verhängnisvoll werden konnte, wohl mit Recht den ungerathenen Francireubanden zu. Den schwer verwundeten Reitermann brachten barmherzige Einwohner in das als Lazareth vorbereitete Schulhaus, wo er sich von nun an der allerfertigesten Pflege, namentlich seitens des katholischen Geistlichen Debugh zu erfreuen hatte, welche zu seiner Rettung und Wiederherstellung führte. Beim Abschied übergab der Geistliche seinem dankerfüllten Pflegling einen Zettel, welcher die Worte enthielt: „Denken Sie oft und gern an den Priester Debugh. Gott schüge Sie!“ Nach 25 langen Jahren, zur Zeit, wo die alten Krieger aus allen deutschen Gauen herbeieilen, die blutige Bahlstatt nochmals zu besuchen, erscheint auch bei dem 83-jährigen Priester Debugh in Ars eine stattliche Männergestalt, stellt sich als der Lederfabrikant Renneberg aus Mühlhausen in Thüringen vor und übergibt den vor 25 Jahren empfangenen Zettel mit der Frage: „Herr Pfarrer, erkennen Sie Ihre Handschrift noch? Ich habe dieselbe während der langen Zeit stets in der Uhrkapsel getragen und wie ein heiliges Vermächtniß bewahrt.“ Der würdige Greis erkannte seinen ehemaligen Schülgen und heüße Thränen rollten über beider Wangen.  
— Die Rose von Sedan. Ein ehemaliger Gardejäger schreibt den „Berl. N. Nachr.“: Am 1. September vor 25 Jahren war es, als ich als sächlicher Gardejäger eine Rose während der Schlacht an der Stelle (Mühlengäßchen bei Givonne) pflückte, wo mehrere Kameraden u. Freunde tödtlich getroffen fielen, andere verwundet wurden, und nachdem ich die Gefallenen mit blühenden Rosenzweigen geschmückt, die oben bezeichnete Blume in mein Taschenbuch einlegte u. zwischen den Blättern und Einband presste, einige Tage darauf aber an den Magistrat von Berlin mit der Bitte sandte, diese Rose als ehrendes Andenken der verdienstvollsten Pflegerin unserer braven Kriegsverwundeten zu überreichen. Die Nennung meines Namens unterblieb damals und ich wünsche auch heut, damit nicht öffentlich hervorzutreten, ich gebe vielmehr nur meiner großen Freude nach 25 Jahren neuen Ausdruck darüber, daß diese Rose seiner Zeit seitens des verehrten Magistrats Ihrer Majestät der hochseligen Kaiserin Augusta überreicht wurde und daß diese Blume nach diesem unter Glas und Rahmen ein bleibendes Andenken gefunden hat.  
— Aus einem Kriegs-Lazarath vom Jahre 1870 wird erzählt: Ein kessirter Franzose war vor dem Kriege Privatsekretär gewesen, und es mußte ihm nun auf ärztliche Bestimmung die rechte Hand abgenommen werden. Sich vor der Operation betäuben zu lassen, verweigerte er, er hielt dieselbe standhaft aus, nahm dann das todtte Glied in die linke Hand und sagte, indem er es küßte: „Mit dieser Hand habe ich meine alte Mutter ernährt.“ Dann legte er die Hand neben sich und drehte sich auf die andere Seite.  
— Ein muthiger Radfahrer. In Wien war vor einigen Tagen ein Pferd scheu geworden und raste durch die Straßen, ohne daß es gelingen konnte, dasselbe einzufangen. Schon hatte das scheue Thier verschiedenes Unheil angerichtet, da kam zufällig der Obmann der K. C. Radportfreunde auf seinem Zweirad des Wegs. Er setzte dem Pferde nach, überholte es und wußte es durch sein plötzliches Erscheinen so stutzig zu machen, daß das Thier einen Augenblick anhielt. Ralf erfaßte dann der muthige Bicyclist die herabhängenden Zügel, und nun konnte das Thier gebändigt werden. Das Publikum brachte dem Radfahrer für seine fast tollkühne That eine begeisterte Ovation dar.  
— Eine scherzhafte Episode aus den diesjährigen Manöver-Vorübungen theilt man aus Berlin mit: An einem der heißen Tage sandte eine hiesige Brauerei ein mit Flaschenbier beladenes Fuhrwerk nach Mittenwalde, wo das Bier von dortigen Gastwirthen bestellt war. Das Fuhrwerk war bereits einige Meilen von Berlin entfernt, als es auf der Chaussee einem auf dem Marsche begriffenen Infanterie-Regimente begegnete. Bald umbrängten die schweißtriefenden Leute den Bierwagen, dem ein Entkommen in dieser Situation unmöglich war. Da sprengt der Regiments-Kommandeur heran und befiehlt einem Unteroffizier und vier Mann, an dem Fuhrwerk Aufstellung zu nehmen und streng zu verhindern, daß Getränk gefordert oder verabreicht wird. Als das Regiment vorüber ist, schließt sich das Kommando an und der Bierwagen fährt weiter, dem Orte seiner Bestimmung entgegen. Allein kaum eine halbe Stunde später kommt eine Kavallerie-Abtheilung desselben Weges; derselben weit voraus sprengt der Rittmeister: „Kutscher, ist Ihr Bier sehr kalt?“ — „Gerade zum Trinken, Herr Rittmeister!“ — „Geben Sie mal 'ne Flasche her!“ — Der Offizier trinkt, legt die Flasche ab und ruft seinen langsam heranreitenden Husaren zu: „Escadron halt! Abgefessen! Kutscher, geben Sie jedem Mann eine Flasche! Aber nur Jedem eine!“ — Im nächsten Augenblicke befand sich die leichte Reiterei im dichtesten Handgemenge und nahm die Bier-Batterien mit stürmender Hand. — Nach einigen Minuten wurde geredet: „Wie viel ist getrunken?“ — „Elf Kasten, Herr Rittmeister!“ — „Na ja, also 330 Flaschen! Ich dachte mirs doch gleich, daß wieder Verschiedene nicht bis Eins zählen können!“ Sprach! bezahlte dem Kutscher 33 M. und ritt weiter. Dem Herrn Infanterie-Regiments-Kommandeur wäre ein solcher Scherz freilich etwas theurer geworden.  
— Gewissenhaft. Postbeamter (seinem Freunde per Karte schreibend): „... Daß ich in der Angelegenheit so handelte, war recht ungeschickt von mir! Ich war eigentlich ein rechter ... doch halt, ich darf mich nicht beleidigen — sonst wird ja die Karte nicht durch die Post befördert.“  
— Warum die Mohamedaner einen Harem halten? Ein Araber, der gefragt wurde, warum er, da seine erste Frau doch noch lebte und jung und schön sei, eine zweite Frau genommen, antwortete: „Die Sache ist sehr einfach.“